

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 23

Artikel: Schweigen [Schluss folgt]
Autor: Storm, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweigen



VON THEODOR STORM

Dem jungen Förster war weder dieser Blick, noch dessen Bedeutung entgangen; aber er nickte düster vor sich hin, als sei ihm das so recht, dann folgte er mit Bernhards Schwester den Vorausgehenden. Nachdem Haus und Garten und pflichtgemäß dann auch noch Keller und Scheune besichtigt waren, ging man ins Freie, zunächst über abgeheimste Weizenfelder, wo nur noch Scharen von Sperlingen oder mitunter ein Häuflein barfüßiger Kinder ihre Nachleie hielten. Anna mit ihrem zum Berspringen vollen Herzen rief eins der kleinen Mädchen zu sich, und als es, nach einem ermunternden Worte Bernhards, langsam herangekommen war, zog sie ein blaues Seidentüchlein aus ihrer Tasche und band es, auf den Boden hinkniend, ihm sorgsam um sein Hälschen. Sie küßte das Kind und drückte es heftig an sich: „Behalt das von der fremden Frau!“ sagte sie; „doch halt!“ und sie sammelte ein Häuflein kleiner Münzen und drückte die Finger des Kinderfüßtleins darum zusammen; dann während der kleine Flachskopf ihnen stumm mit großen Augen nachsah, ging die Gesellschaft weiter.

Sie gingen wiederum gepaart wie damals auf Annas Heimatsflur, nur daß diese jetzt wiederholt den Kopf zurückwandte und erst, wenn sie einen Blick von Rudolf aufgefangen hatte, das Gespräch mit Bernhard fortsetzte, das ohnehin nicht recht in Fluß geraten wollte. Rudolf freilich beobachtete auch heute unablässig die Vorangehenden und wog bei sich den Ton in Bernhards und in seines Weibes Stimme; aber es war kein unruhiges Verlangen, nur ein leidvolles Entfagen sah aus seinen dunklen Augen.

„Sie wollten nicht zanken, Herr von Schlit“, sagte neben ihm die Stimme seiner Partnerin; „aber Sie sind völlig stumm geworden.“

Er wollte eben ein höfliches Wort erwidern, als sie aus der Enge eines mit Hagebuchenhecken eingezäunten Weges herausstraten und nun vor einer weiten Moorfläche standen, auf der hie

und da eingestürzte Torfhaufen zwischen blinkenden Wassertümpeln lagen. „Das haben die Gewitterregen uns verwaschen“, sagte Bernhard; „aber wir müssen umkehren, der Weg, der hier am Moor entlang führt, ist nicht für Damenschuhe eingerichtet.“

Rudolf war ein paar Schritte auf dem bezeichneten Wege fortgegangen. „Für uns Männer wird's schon taugen“, sagte er, sich zu Bernhard wendend; „die Damen werden uns entschuldigen; nicht deinen Torf, aber von deinen Jagdgründen möchte ich hier herum noch etwas sehen.“

„Wenn du willst“, meinte Bernhard; „aber es ist nicht viel damit.“

„Nun, so reden wir ein Stück mitammen!“

Anna blickte ihn an: Was wollte Rudolf? Mit Bernhard allein sein? — Auf seinem Angesicht war nichts zu lesen; nur der beflommene Ton, den sie in seiner Stimme bemerkt zu haben glaubte, schien zu dem einfachen Inhalt seiner Worte nicht zu passen. Aber — es war ja Bernhard; was konnte zwischen ihm und Bernhard Uebles denn geschehen! Wie ein Morgenschein leuchtete das Vertrauen zu ihrem Jugendfreunde auf ihrem schönen Antlitz; lächelnd nickte sie den beiden Männern nach, dann nahm sie Juliens Arm, um mit ihr den Rückweg anzutreten.

„Das ist die Rache“, sagte diese scherzend; „vor einem Jahre waren wir es, die sie im Stiche ließen.“

Aber Rudolf und Bernhard redeten nicht miteinander, und die Jagdgründe wurden weder besichtigt noch aufgesucht. Schon lange waren sie schweigend auf dem durch tiefe Wagen Spuren zerrissenen Wege fortgegangen. Beide die Augen nach der untergehenden Sonne gerichtet, die mit ihren letzten Strahlen das braune Heidekraut vergoldete. Eine Nachtschwalbe mit ihrem lautlosen Fluge huschte vor ihnen auf und duckte sich eine Strecke weiter vor ihnen auf den Weg,

bis sie wiederum auch hier vertrieben wurde. „Weshalb,“ begann endlich Bernhard, wie nur um überhaupt ein Wort zu sagen, „seid ihr nicht im Sommer zu uns gekommen, als die Heide blühte und das Korn geschnitten wurde? Deine Frau schrieb einmal darüber meiner Schwester; aber ihr kamt doch nicht.“

Rudolf, der neben ihm ging, blieb einen Schritt zurück. „Du weißt,“ sagte er, „es war von beiden Seiten etwas zu verwinden.“

Der andere zuckte, und seine Hand zitterte, mit der er sich den starken Bart zur Seite strich: „Also Anna hat es dir mitgeteilt, daß ich so beschämt vor ihr gestanden?“

„Du meinst, sie sollte ein Geheimnis mit dir teilen!“

„Nicht das, Rudolf,“ sagte Bernhard ruhig; „aber was nützte es dir zu wissen, daß ich so viel ärmer bin als du?“

Rudolfs letzte Worte waren jäh herausgefahren; jetzt trat er wieder an Bernhards Seite: „Du kamst zu spät,“ sagte er; „das selbe hätte mir geschehen können; und — wenn es so gekommen wäre, ihr wäre dann wohl ein glücklicheres Los gefallen.“

Die lang bedachten Worte waren ausgesprochen; aber seine Stimme wankte, und seine Augen, mit denen er jetzt stehen bleibend den Anderen anstarrte, waren wie versteint.

Bernhard sah ihn fast entsetzt an: „Mensch,“ schrie er, „wie kannst du, der Glückliche, so etwas zu mir sprechen?“

Rudolf beantwortete diese Frage nicht. „Bernhard,“ sagte er leise, „du liebst sie noch; gesteh es, daß du sie noch liebst!“ Ein feindseliges Feuer brannte in seinen Augen, aber er drängte es mit Gewalt zurück.

Bernhard hatte nichts davon gemerkt; er sagte düster: „Du solltest doch der Letzte sein, der daran rührt.“

„Nein, nein, Bernhard, du irrst! Sieh nicht auf mein Gesicht; aber glaub es mir: es tut mir wohl, daß du sie liebst“; und er ergriff Bernhards beide Hände und drückte sie heftig; „nun weiß ich, du wirst sie nicht verlassen.“

Der Andere erhob langsam das Haupt: „Was willst du, Rudolf? Weshalb bist du heute zu mir gekommen? — Gewiß, wenn Anna jemals

meiner bedürfte; wenn deine Hand nicht mehr da wäre, ich würde Anna nicht verlassen, nicht — so lang ich lebe.“

Rudolf hatte beide Hände vors Gesicht gedrückt. „Ich danke dir,“ sagte er leise; „wollen wir jetzt zurückgehen?“

Es geschah so; und die grauen Schleier der Dämmerung breiteten sich immer dichter über Moor und Feld. Rudolf hatte seinen Zweck erreicht: was er bisher nur geglaubt hatte, war ihm jetzt Gewißheit; das Uebrige, er sagte es sich mit Schauern, würde sich von selbst ergeben.

Auch Bernhard war in tiefem Sinnen neben ihm geschritten. „Aber,“ begann er jetzt, nachdem sie vom Moore wieder zwischen die Felder hinausgelangt waren, „wie sind wir doch in ein solches Gespräch geraten? Du lebst und bist gesund; — weshalb sollte Anna anderer Hilfe bedürfen?“

Rudolf hatte diese Frage erwartet, ja, er hatte sich künstlich darauf vorbereitet; jetzt, da sie wirklich an ihn herantrat, machte es ihn stutzen, ein Gefühl wie bei unredlichem Beginnen überkam ihn, es war schon recht, daß die zunehmende Dunkelheit sein Angesicht verdeckte. „Ich habe dir wohl schon davon gesprochen,“ sagte er, „daß ich meinen Vater plötzlich durch einen frühen Tod verlor; es war ein Herzleiden; einem und dem anderen unserer Vorfahren ist es ebenso ergangen; allerlei Symptome waren vorausgegangen — ich war noch ein Kind; aber später hat meine Mutter mir es erzählt, in den letzten Monden hab ich ganz das selbe auch bei mir bemerkt; es geht mir nach, ich könnte auch plötzlich so hinweggenommen werden.“

Bernhard ergriff seine Hand, deren herzlichen Druck er nicht zu erwidern wagte: „Aber weshalb ziehst du nicht einen Arzt zu Rate, einen Spezialisten?“

„Ich tat es; neulich bei Gelegenheit meiner Geschäftsreise.“

„Und er hat dir keinen Trost gegeben?“

„Doch, was so die Aerzte schwagen; aber ich weiß es besser.“

Noch einmal empfand er Bernhards Händedruck, in welchem alle Versicherung eines treuen Herzens lag.

— — Ein paar Stunden später befanden sich

die Förstersleute wieder auf der Rückfahrt. Anna saß an ihres Mannes Seite, das Haupt geneigt, wie in Gedanken eingesponnen: Rudolf und Bernhard — ihr war es immer wieder, als sähe sie die Beiden in der sinkenden Dämmerung an dem Moore entlang gehen; sie meinte die erregte Stimme ihres Mannes, die beschwichtigende ihres Jugendfreundes zu vernehmen; nur die Worte selbst — ja, wenn sie nur die Worte hätte hören können! Sie war ja jung, sie fürchtete sich nicht; nur wissen mußte sie, wo sie das Unheil fassen könne. Aber — auch Bernhard mußte ja von Allem wissen; hatte doch auch er, der noch am Nachmittage wie in früherer Zeit mit ihr geplaudert hatte, beim Abendessen kaum ein Wort oder doch nur wie gezwungen zum Gespräche beigetragen! Einen Augenblick war's, als ständen ihr die Gedanken still, dann aber richtete sie sich mit einem tiefen Atemzuge auf; gleich morgen — sie wußte keinen anderen Ausweg — wollte sie an Bernhard schreiben. „Wo sind wir, Rudolf?“ frug sie und sah mit klaren Augen um sich.

Rudolf schrak empor, als würde er aus schwerem Traum geweckt, und wieder, wie auf dem Hinwege, fuhr das Pferd in der Deichsel auf. Ein paar Schläge mit der Peitsche, dann wies er schweigend nach den Wäldern, die sich einige Büchsenhüfse weit zu ihrer Rechten gleich einem düsteren Wall entlang zogen. Darüber stand der volle Mond, der in der weichen Herbstnacht ein fast goldenes Licht über die schlafenden Fluren ausgoß. „Wie schön!“ sagte Anna. „Ist das da drüben eure Wildnis? Armer Rudolf, die wird dir wohl noch viel zu schaffen machen!“

Er hatte den Kopf zu ihr gewandt; und er sah sie an, als ob er keine Antwort darauf habe. Sie bemerkte es nicht; das Tuch um ihre Schultern war herabgeglitten, und sie mühte sich, es wieder festzustecken. Als sein Blick auf ihre unverhüllte Hand fiel, deren schöne Form das milde Nachtgestirn mit seinem Licht verklärte, zuckte es um des Mannes Lippen, und seine Augen wurden wie vor Schmerz gerötet.

Der Weg zog sich dichter an die Wälder, und bald rollte der Wagen in ihrem Schatten; das Mondlicht fiel jetzt über sie hin auf die weiter seitwärts liegenden Wiesen; eine weidende Kuh

brüllte ein paar Mal von dort herüber. „Zu Hause!“ sagte Anna, ihre Reisehüllen von sich streifend, „wir sind gleich zu Hause!“

Als bald darauf der Wagen anhielt, trat von der Haustreppe die Magd in augenscheinlicher Hast heran: die Frau Forstjunkerin seien Abends angekommen, aber vor einer Stunde schon zur Ruhe gegangen; Frau Försterin möge sich nur ganz beruhigen. Sie hätten ihr, der Magd, den Speisekammer Schlüssel ja gelassen, es habe der gnädigen Frau an nichts gefehlt.

Rudolf, der schon neben dem Wagen stand, war totenbleich geworden; wäre der Schatten des Hauses nicht gewesen, so hätte Anna es gewahren müssen. „Jetzt schon!“ kam es kaum hörbar über seine Lippen; dann hob er das junge Weib herab und sagte laut: „So muß ich morgen früh heraus!“

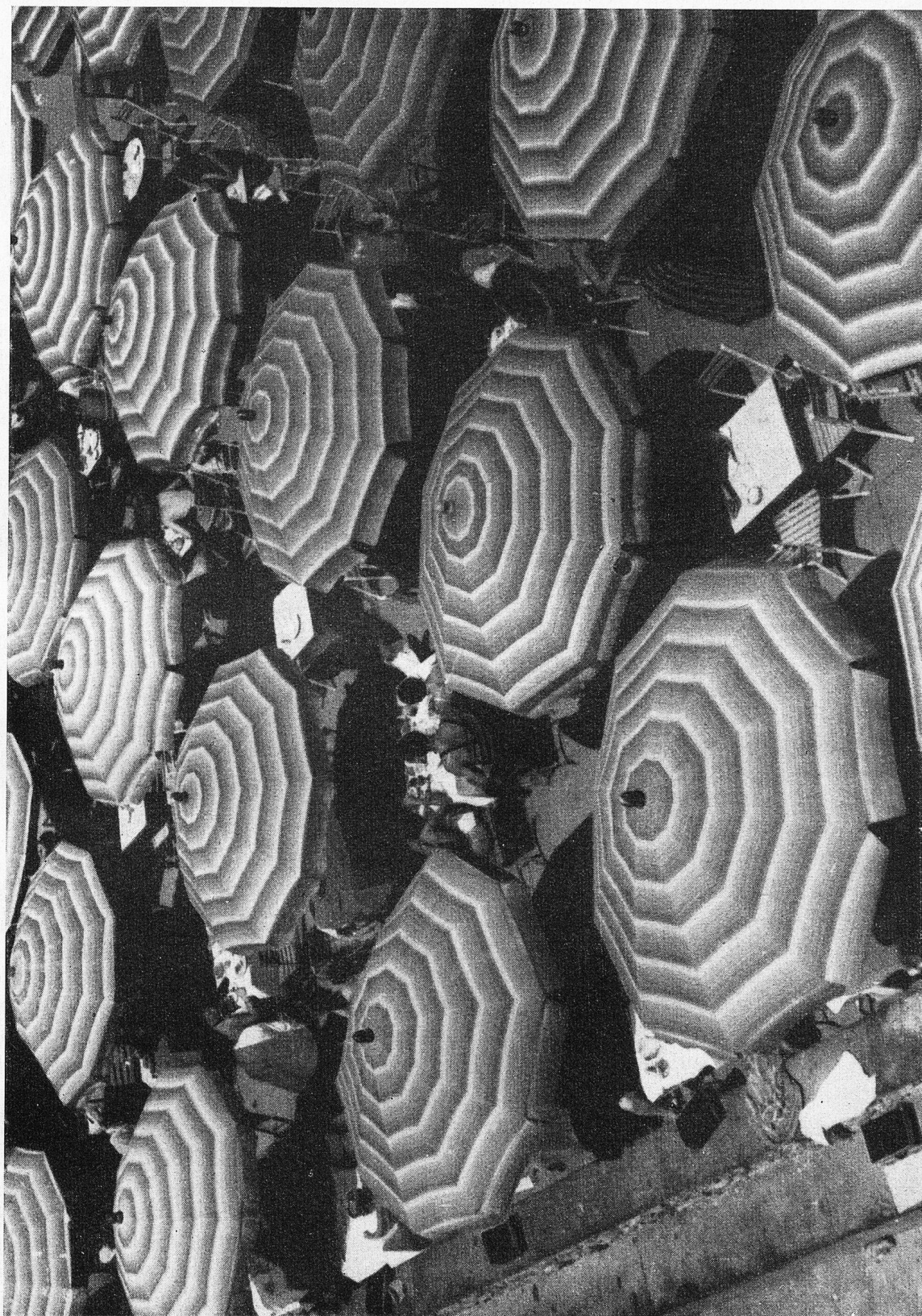
„Morgen, Rudolf? Aber du bist dann zeitig doch zurück?“

Er war schon in das Haus getreten, und Anna folgte mit der Magd, den Kopf jetzt voll Gedanken an die Gegenwart der Mutter, deren Beistand sie nicht mehr in Rechnung nahm.

*

Es war noch dunkel, als vor Anbruch des Morgens neben dem Bette der schlummernden jungen Frau sich ein schweres überwachtes Haupt aus den Kissen hob. Bald darauf — ein dichter Nebel draußen machte die erste Dämmerung noch fast zur Nacht — trat Rudolf leisen Schrittes in sein Zimmer; tastend, mit unsicherer Hand, zündete er die auf dem Tische stehende Lampe an, bei deren Scheine jetzt sein blaßes Antlitz mit den brennenden Augen aus dem Dunkel trat.

Nachdem er die Klappe des am Fenster stehenden kleinen Pultes aufgeschlossen und eine Lage Papier herausgenommen hatte, setzte er sich daneben an den Tisch und begann zu schreiben. Eine amtliche Arbeit schien es nicht zu sein, denn er hatte weder Pläne noch Rechnungen dabei zugezogen. Mitunter stützte er den Kopf, und ein tiefes Stöhnen übertönte das einförmige Geräusch der rastlos fortschreibenden Feder; dann fuhr er wohl empor und blickte hastig um sich und wandte das Ohr nach der Richtung des



Erinnerung an heisse Sommertage

vorhin verlassenen Schlafgemaches; aber nichts rührte sich in dem stillen Hause: Anna mußte von der gestrigen Reise sehr ermüdet sein, sogar die Magd schien sich heute zu verschlafen; und schon begann ein graues Morgendämmern vor den unverhangenen Fenstern.

Endlich stand er auf, hob wiederum die Klappe des Pultes und legte das Geschriebene hinein. Aber es war ihm das nicht gleich gelungen, denn seine Hand zitterte jetzt so stark, daß er sie an dem eisernen Ueberfall des Schlosses blutig gestoßen hatte. Ein kurzes Bedenken noch; dann nahm er seine beste Kugelbüchse aus dem Gewehrschrank und lud sie sorgsam. Er hatte sie umgehangen und war schon aus der Tür getreten, als er noch einmal umkehrte. Auch die Jagdtasche nahm er noch vom Haken und hing sie behutsam über seine Schulter; vielleicht entsann er sich, daß vor dem Schlafengehen Annas Hände ihm das Frühstück für den angekündigten Morgengang bereitet und da hineingesteckt hatten. Eine Weile noch stand er, die Finger um die Lehne eines Stuhles geklammert; dann ging er.

Er ging über die Wiesen an dem Wald entlang; der Nebel stand noch dicht über den Feldern und zwischen den Bäumen; von den Zweigen fielen schwere Tropfen auf ihn herab. Als er in den durch die Holzung führenden Fahrweg eingebogen und eine Strecke darauf fortgegangen war, hörte er Schritte sich entgegenkommen, und bald auch erkannte er aus dem Nebel einen Mann, welcher, den Kopf voraus und mit den Armen mächtig um sich fectend, eifrig vor sich hinredete, als ob er ein wichtiges Erzählen vor sich habe.

Rudolf, der einen der Holzschläger erkannt hatte, wollte rasch vorübergehen; aber der Andere hob jetzt den Kopf: „Ah, so, der Herr Förster!“ rief er, die Mütze herunterreißend. „Ich soll aufs Schloß zum Herrn Inspektor; ist wieder der Teufel los mit dem Klaus Peters; die Anderen kamen aber eben recht, daß wir ihn binden konnten!“

Rudolf blieb stehen und starrte den Sprecher an; Klaus Peters war der junge Arbeiter, der als Chemann aus dem Irrenhaus zurückgeführt war.

Der Andere aber begann jetzt wieder sein Fecten mit den Armen: „Immer um die Rathe herum, Herr Förster,“ rief er, „und das die Holzart in der Faust; und die Frau rannte vor ihm auf und schrie Zetermordio, daß wir's in unseren Betten hören konnten! Es wird nicht helfen, der Herr Graf mögen nur recht weit den Beutel auf tun, denn zum anderen Male kommt er wohl nicht zurück, wenn sie ihn erst wieder sicher in der Anstalt haben.“

Der alte Holzschläger, während er nach einem Endchen Rolltabak in seiner Tasche suchte, wartete vergebens auf eine Beifallsäußerung seines Vorgesetzten. „So, so?“ sagte dieser endlich, ohne daß sich anderes als nur die Lippen an ihm zu regen schien; „ja, da muß zeitig Rat geschafft werden.“

Dann wandte er sich plötzlich und schritt auf einem Seitenwege in den Wald hinein, wo er den Blicken des verwundert Nachschauenden bald entschwunden war.

— — Kurz ehe dies im Walde geschah, hatte im Forsthaufe auch die junge Frau sich aus dem Schlaf erhoben; erschrocken, daß schon der graue Tag ins Fenster sah, warf sie rasch die Kleider über; sie hatte ja noch an Bernhard schreiben wollen, ehe die Mama das Bett verließ. Als sie aber mit ihrem Schlüsselförbchen auf den Flur hinaustrat, kam Frau von Schütz ihr in fertigem Morgenanzug schon entgegen.

„Mama!“ rief Anna überrascht; „willkommen bei uns! Aber so früh? Sie müssen schlecht geschlafen haben?“ Frau von Schütz hatte freilich schlecht geschlafen; es war nicht nur die Mißstimmung über die Abwesenheit des Ehepaares bei ihrer Ankunft; aber aus den Briefen beider hatte sie leicht herausgefunden, daß ihre Erwartungen von dieser Ehe sich keineswegs erfüllt hatten. Doch äußerte sie nichts dergleichen, sondern sagte nur: „Ich bin keine Langschläferin, mein Kind!“ Aber Anna wurde fast verlegen unter dem strengen Blick, von welchem dieses Wort begleitet wurde. „Und wo ist denn mein Sohn?“ begann Frau von Schütz wieder. „Ich suchte ihn schon vergebens in eurem Wohnzimmer.“

(Schluss folgt)